

## **Rede zum Evangelischen Buchpreis**

*Nikola Huppertz*

Vielen Dank, liebe Ulrike Scherf, für die freundliche Begrüßung, danke, liebe Katharina Mahrenholtz, für die Laudatio, und Ihnen, lieber Herr Landesbischof, für die Verleihung des Preises. Danke an die Jury, die mein Buch aus einer Menge hervorragender Titel ausgewählt hat. Danke an Achim Engstler, der mich durch diesen besonderen Tag begleitet, an meine Familie, die heute nach Wiesbaden gekommen ist, an Eva Dollfuß für die phantastische Musik und an meine Agentin und meinen Verlag, den Geburtshelfern von „Schön wie die Acht“.

//

Lesung

//

Malte hätte gerne eine Welt aus ganzen Zahlen, eine Welt, in der die Dinge einer klaren Ordnung unterliegen. Doch schon als kleines Kind ahnt er, dass diese Ordnung anfällig ist, und spüren tut er es spätestens, als seine Halbschwester Josefine in sein Leben eindringt.

Wenn es kommt, kommt es meistens dicke, und so ist es auch gleich eine ganze Lawine aus Zweifeln und Fragen, die sie in ihm lostritt. Nichts ist mehr, wie es war, keine liebgewonnene Wahrheit hat mehr Gültigkeit, Gewohnheiten versagen angesichts der neuen Herausforderungen.

Wir alle kennen diese Phasen, die uns aus unserem persönlichen Regelsystem herausreißen. Ich erlebte eine, als ich nach dem Abitur Violine zu studieren begann. Jahrelang hatte ich mich darauf vorbereitet, hatte mein Leben einer strengen Ordnung aus Harmonien und Rhythmen, Übe-Routinen und musikalischen Projekten unterworfen und musste nun feststellen, dass die

Welt, die mich empfing, sich von der unterschied, die ich mir ausgemalt hatte. Meine Freundin Eva, die uns heute Nachmittag mit ihrem wundervollen Geigenspiel beschenkt, machte ganz andere Erfahrungen. Ihr öffnetet diese Welt sich, während sie sich mir immer mehr verschloss, einige ihrer Bewohner mich zutiefst irritierten, sich alles, woran ich mich bislang orientiert hatte, zerschlug.

Nach dem Abbruch meines Violinstudiums, in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre, zog ich nach Berlin und studierte an der Humboldt-Universität Psychologie.

Ich wollte wissen, warum wir so sind, wie wir sind. Wollte verstehen, was mich an mir selbst und meinen Mitmenschen verwirrte. Wollte Erklärungen finden für all die seltsamen, manchmal völlig unbegreiflichen Ereignisse, in die wir hineinstolpern, sobald wir auf der Welt sind.

Statt irgendwas zu verstehen, lernte ich zu messen.

Statt mit dem Sein beschäftigte ich mich plötzlich mit Zahlen.

Statt Antworten wurden mir Formeln angeboten.

Auf diese Herangehensweise war ich nicht eingestellt, und mich befremdete die Vorstellung, menschliches Erleben und Verhalten zu codieren, in Gleichungen zu übersetzen und vorherzusagen. Aber ich ließ mich darauf ein und fand immer mehr Gefallen daran. Die mathematischen Verfahren, die in der empirischen Psychologie breiten Raum einnehmen, bereiteten mir Spaß, sie waren schlank und elegant und machten das Leben buchstäblich berechenbarer. Ein Wust aus persönlichen Eindrücken und Mutmaßungen wich und machte Platz für Objektivität.

Aus A folgt B.

Nicht nur für das, was wir alle teilen, gab es Gesetzmäßigkeiten, sondern auch für das, was uns voneinander unterscheidet. Es ließe sich zum Beispiel zeigen, warum die Wahrscheinlichkeit, ein Violinstudium durchzuziehen, bei manchen

Menschen größer ist als bei anderen. Oder warum einige Leute verwundert darüber sind, eine Kinder- und Jugendbuchautorin über Zahlen sprechen zu hören, und andere nicht. Zugegeben, es hat seinen Reiz, Menschen auf solche Weise zu beschreiben, das merkte ich damals sofort. Persönlichkeit, das vermeintliche Mysterium, wurde endlich greifbar, sie war eine relative Sache, ein Mehr oder Weniger von diesem und jenem. Man konnte gewissenhaft sein oder nachlässig, neugierig oder vorsichtig, gesellig oder zurückgezogen, freundlich oder streitlustig, verletzlich oder robust. Alles eine Frage von Durchschnitt und Varianz, von Korrelation und Unabhängigkeit, von Ursachen, Wirkungen und Wechselwirkungen.

Fast alles.

Nur eine Sache blieb offen. Leider oder vielleicht zum Glück. Aus der allgemeinen Regel ließ sich nämlich nicht der Einzelfall ableiten. Das Individuum schien sich irgendwie aus dem Netz aus Zahlen und Formeln herauszuwinden, es zeigte seinen Verfolgern eine lange Nase und rief: „Ihr kriegt mich nicht!“

Dadurch wuchs in mir das Gefühl, zwar mehr und mehr Einzelheiten zu kennen, aber immer noch nichts zu wissen. Sie erklärten nicht, was es heißt, ein Mensch in dieser schönen und schrecklichen, von Hass und Mitgefühl, Fanatismus und Toleranz, Kriegen und Solidarität durchdrungenen Welt zu sein.

Dieser Frage konnte ich mich besser nähern, als ich begann, mit dem literarischen Schreiben zu experimentieren. Denn ich stellte fest, dass es durchaus einen Weg gab, um an das verflixte Individuum heranzukommen. Oft reichte es schon, Worte für das zu finden, was gerade geschah, in mir und außerhalb und vor allem an den Schnittstellen. Diese Worte eröffneten aber auch Räume, die über das reine Be-Schreiben hinausgingen: Ideen- und Assoziationsräume, fiktive und poetische Räume.

Während die mathematische Analyse das Leben unters Mikroskop legte, betrachtete das Wort es durchs Teleskop. Es weitete, machte Dinge sichtbar, die sich normalerweise meiner Anschauung entzogen. Es eröffnete mir Zugänge zur Vergangenheit und Zukunft, zu Möglichkeiten und alternativen Blickwinkeln.

Einer dieser Blickwinkel erschien mir schon damals besonders interessant, nämlich der des Kindes, das noch unerfahren und unvoreingenommen in die Welt schaut. Kindheit und Jugend, diese Zeit der ersten Male, in der jedes Ereignis groß und bedeutsam ist, war etwas, worüber sich erzählen ließ. Wenn wir uns an diese Zeit erinnern, spüren wir die Stärke der Eindrücke wieder sofort – und auch ihre Wirkung auf die zweiten, dritten, x-ten Male, die wir mittlerweile erlebt haben:

Wenn wir unsere liebsten Menschen infrage stellen.

Wenn Freundschaften sich verändern.

Wenn wir uns verlieben und das die ganze Welt umkrempelt.

Mir schien es, als bewahrte die kindliche Perspektive mich davor, in meinen Routinen verlorenzugehen, im angesammelten Wissen, in den Abstraktionen und Schlussfolgerungen. Sie war ausschnitthaft, wie jede andere Perspektive auch, aber sie war lebendig und unkonventionell, und vor allem betrachtete sie die Erlebnisse als Ganzes, nicht als eine Ansammlung von isolierbaren und in ein System zu pressenden Einzelerfahrungen.

Inzwischen schreibe ich seit fünfzehn Jahren Bücher für Kinder und Jugendliche, finde es aber noch genauso aufregend wie zu Beginn, mich literarisch in ihrer Welt zu bewegen. Festgestellt habe ich inzwischen allerdings auch, dass der Blick auf Kinder (und die Literatur, die sich an sie wendet) manchmal ein merkwürdiger ist. Da gibt es die Annahme, Kinder (und die Literatur, die sich an sie wendet) seien schlichter, eindimensionaler, unkritischer als Erwachsene (und die Literatur, die sich an sie wendet). Aus dieser Annahme folgt –

unausgesprochen, aber spürbar –, Kinder (mitsamt ihren Büchern) wären nicht ganz ernstzunehmen. Erst müssten sie etwas werden, dann wären sie als ganze Personen erkennbar und benötigten eine dementsprechende Literatur.

In meinen Augen sind Kinder bereits vollständige und vielschichtige Menschen, und Kinderbücher müssen, um zu gelingen, vollständige und vielschichtige Literatur sein. Dennoch kommen die Vorbehalte sogar manchmal aus den eigenen Reihen.

Als ich die Idee für einen Jugendroman entwickelte, in dem Zahlen und Wörter, Gleichungen und Verse einander als gedankliche Zugänge zu einer Welt gegenüberstehen, die am Anfang der Pubertät aus den Fugen gerät, waren die Reaktionen, gelinde gesagt, verhalten. Jugendliche würden sich doch nicht für Mathe interessieren, hieß es. Und für Lyrik, na ja. Außerdem: ein Junge als Protagonist. Man wisse doch, dass Jungen ab zwölf nicht mehr läsen, wenn aber doch, dann allenfalls Fantasy und Dystopien.

Aha, sagte ich, das weiß man also? Und musste an den verflixten Einzelfall denken, der sich einfach nicht aus der allgemeinen Regel ableiten lässt.

Ich war mir sicher, dass es sie gibt, die Jugendlichen, die sich für Zahlen begeistern oder für Gedichte, vielleicht sogar für beides, und dass sich unter ihnen Jungen wie Mädchen befinden. Oder dass sie, selbst, wenn diese Welten ihnen fremd sind, beim Lesen eine Ahnung von den zwei grundverschiedenen Sprachen bekommen könnten, die uns – ihnen! – zur Verfügung stehen.

Vor allem war ich mir sicher, dass die Fragen, die sich Malte stellen, während er die Schwelle von der Kindheit zur Jugend überschreitet, Fragen, die ihn verwirren und ihm empfindlich wehtun, sich in dieser oder jener Form auch vielen anderen stellen.

Einfach weil es menschliche Fragen sind.

Das sah zu meiner großen Beglückung auch Anette Beckmann vom Tulipan Verlag so, die mir nach einer ganzen Reihe von einkassierten Absagen sagte: Das ist eine tolle Geschichte. Die machen wir!

Seit das Buch erschienen ist, äußern sich außerdem die Jugendlichen selbst, die es gelesen haben oder sich bei Schullösungen darauf einlassen. Ich bin auch so ein Mathemensch, erzählen einige von ihnen. Ich schreibe manchmal heimlich Gedichte, gestehen andere. Manche sagen auch einfach: Find ich spannend, ich möchte wissen, wie es mit Malte weitergeht.

Nicht zuletzt gibt es die Reaktionen derjenigen, die meinen Roman ohne Schere im Kopf als literarisches Werk lesen und beurteilen. Es macht mich stolz, heute einen Preis entgegenzunehmen, der keine künstliche Grenze zwischen Kinderliteratur und der Literatur für Erwachsene zieht, sondern einfach ein gutes Buch würdigen möchte.

In den späten 90ern, als ich in Berlin Psychologie studierte und parallel meine Kladden füllte, hatte ich noch keine Ahnung, dass ich einmal Bücher schreiben würde, geschweige denn eins über das Verhältnis von Mathematik und Lyrik. Aber schon in meinen damaligen Notizen stellte ich das Wissenschaftliche dem geschriebenen Wort gegenüber, das Abstrakte dem Ästhetischen, das Rationale dem Emotionalen. Und kam zu dem Schluss, dass sie einander nicht ausschließen müssen, ja, nicht einmal dürfen.

Gemeinsam tragen sie zu unserem Weltverständnis bei und bilden das Fundament, um uns begründet äußern zu können. Weder mit rationellen Verallgemeinerungen noch mit einem Sich-Verlieren im Subjektiven können wir den Aufgaben unserer Gegenwart adäquat begegnen. Wir sind darauf angewiesen, unsere Vernunft und unser Herz zu schulen, logische Zusammenhänge herauszuarbeiten, ohne dabei die Anliegen des Einzelnen zu übersehen, und für all das differenzierte Ausdrucksmittel zu finden.

Gerade in einer Zeit, in der viele schnelle und laute Meinungen kundgetan werden, ist es daher mein großer Wunsch, dass allen Kindern und Jugendlichen Zugänge zu diesen beiden Denkräumen eröffnet werden. Dass sie die Schönheiten darin entdecken und ermutigt werden, das, was sie vorfinden, in eigene Worte zu fassen. Und sei es von einer großen Schwester, die ihnen sagt:

*und sei bloß keiner  
der mangels Mumm  
bleibt lieber stumm.*

Dankeschön.